Einzelpreis 10 Heller. Einzelpreis 10 Heller.

Redaktion u. Administration: Krakau, Dunajewskigasse 5. Telefon: Tag: 2314, Nacht: 2587. Telegramm-Adresse: KRAKAUER ZEITUNG. Sämtliche Zuschriften nur an die „Krakauer Zeitung" Feldpost 186.

KRAKAUER ZEITUNG

Alleinige Inseratenannahme für Oesterreich-Ungarn (mit Ausnahme von Galizien und den okkupierten Provinzen) und das Ausland bei M. Dukes Nachf. A.-G. Wien I., Wollzeile 16. Manuskripte werden nicht retourniert.

ZUGLEICH AMTLICHES ORGAN DES K. u. K. FESTUNGSKOMMANDOS, FELDPOST 186

II. Jahrgang. Sonntag, den 30. Jänner 1916. Nr. 30.

Amtlicher Teil.

Verlautbarungen des k. u. k. Festungskommandos.

Namensänderung der Postämter Podgórze und Podgórze-Płaszów.

Mit Genehmigung des k. k. Handels-Ministeriums vom 16. September 1915, Zl. 26.389/P ex 1915 wird die amtliche Bezeichnung des Post- und Telegraphenamtes Podgórze auf „Krakau 14." (in polnischer Sprache: Kraków 14.) und diejenige des Postamtes Podgórze-Płaszów auf „Krakau 15." (in polnischer Sprache: Kraków 15.) umgeändert.

Oesterr.-ung. Generalstabsbericht.

Amtlich wird verlautbart: 29. Jänner 1916. Wien, 29. Jänner 1916.

Russischer Kriegsschauplatz:

Die Brückenschanze nordwestlich von Uscieczko am Dnjestr wurde heute früh heftig angegriffen. Die tapfere Besatzung schlug den Feind zurück. Das Vorfeld ist mit russischen Leichen besät. Ueber der Strypafront erschien gestern ein feindliches Fluggeugeschwader. Von den 11 russischen Flugzeugen wurden zwei durch Artillerievolltreffer vernichtet, drei zur Notlandung hinter den feindlichen Linien gezwungen. Bei Berestiany am Styr schlugen unsere Feldwachen Vorstösse stärkerer russischer Aufklärungsabteilungen zurück.

Italienischer Kriegsschauplatz:

Keine besonderen Ereignisse.

Südöstlicher Kriegsschauplatz:

Unsere Truppen haben Alessio und den Adriahafen San Giovanni di Medua besetzt. Es wurden viele Vorräte erbeutet. In Montenegro ist die Lage unverändert ruhig. Aus verschiedenen Orten des Landes kommt die Meldung, dass die Bevölkerung unseren einrückenden Truppen einen feierlichen Empfang bereitet hat. An Waffen wurden bis jetzt — die Lovcen-Beute mit eingerechnet — bei den Hauptsammelstellen eingebracht: 314 Geschütze, über 50.000 Gewehre und 50 Maschinengewehre. Die Zählung ist noch nicht abgeschlossen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes: **v. Höfer,** FML.

Albanien.

Der eiserne Wille der Zentralmächte und Bulgariens hat die Brandherde auf dem Balkan, Serbien und Montenegro, beseitigt, nachdem diese Länder allzulange die wohlüberlegte Sammlung und das Ausholen zum vernichtenden Schlage in ihrer Verblendung für eine Schwäche ihrer Feinde gehalten hatten. Das Hindernis ist entfernt und mit der Besetzung von Skutari durch unsere Truppen ist das Tor von Albanien im Norden geöffnet worden, durch das die Verbündeten auf Durazzo marschieren. Die italienischen Politiker ringen die Hände und suchen die Aufmerksamkeit der leitenden militärischen Kreise vergeblich auf die Lage in Albanien zu lenken.

Von neuem erscheint auf der Bühne des Kriegstheaters ein Land, das schon vor vier Jahren Europa ernste Sorgen bereitet hat. Der damals wütend mit dem Säbel rasselte, der seine schönsten Tiraden zum besten gab, König Nikita, weilt jetzt in Lyon und muss fern von seiner Sehnsuchtsstätte — Skutari — den Zusammenbruch seiner und seines Schwiegersohnes Träume mitansehen. Die Erinnerung an jene Londoner Botschafterkonferenz taucht auf, an die Grenzregulierungs-Kommission, die monatelang schwache Lebenszeichen gab, an die Verhandlungen, die endlich den Prinzen Wied auf den Albanerthron führten. Und Essad Pascha wird wieder genannt, dieser verschlagene Orientale, in seiner Schlauheit an König Nikolaus gemahnend, der treue „Patriot", dessen Komödie bei der Einholung des künftigen Fürsten in Neuwied als drastischer Beweis für die an Ränken so reiche Balkanpolitik und ihre nie verblüfften Vertreter unvergesslich ist. Sein Herz schlägt für Italien, er hat auch den Putsch in Durazzo inszeniert, der den Fürsten Wied um Thron und Reich gebracht hat. Kurze Jahre haben die Situation gründlich verändert. Der Weltkrieg hat die albanische Episode in den Hintergrund gerückt, solange, bis seine Stürme über dieses Land brausten.

Heute sind Italiens begehrliche Absichten zuschanden geworden, der schöne Plan, sich in Albanien festzusetzen, den Rücken von den treuen Ententefreunden in Korfu gedeckt, in nichts zerronnen. Lange Beratungen werden dem albanischen Problem in Rom gewidmet, der König und alle Minister befassen sich mit dieser Frage. Die Unzufriedenheit in diesem Verräterland wächst täglich, Cadorna sah seinen „Spaziergang nach Wien" zum blutigen Tod von Hunderttausenden werden, die am Beginn der erträumten Promenade, ohne den geringsten Erfolg zu erzielen, dem heimtückischen Treubruch geopfert wurden.

Was die Entente auch unternehmen mag, der Fluch des Misserfolges heftet sich daran, sei es nun auf dem Balkan, in Flandern, in Polen oder auf hoher See. Unaufhaltsam verwirklichen sich die Pläne der Zentralmächte, mit eherner Wucht sausen die Hiebe auf den Verräterbund nieder: „Die Ehre verloren, alles verloren". In diesem Zeichen kämpfen der Vierverband und seine farbigen Hilfstruppen. *c. s.*

Türkischer Generalstabsbericht.

Die „Agence Milli" meldet aus dem Hauptquartier: Konstantinopel, 28. Jänner. (KB.)

Irakfront: Keine Aenderung.

Kaukasusfront: Im Zentrum griff der Feind unsere Vorpostenstellungen an, wurde jedoch erfolgreich zurückgeschlagen. Er liess einige Gefangene zurück.

Dardanellenfront: Drei Bomben, die von unseren Flugzeugen am 27. Jänner auf einen gegen Akba wirkungslos feuernden Monitor geworfen wurden, trafen das Hinterdeck des Monitors und verursachten einen Brand. Der Monitor flüchtete brennend in die Bucht von Kephalo auf der Insel Imbros.

Unsere Flieger verjagten ein Kriegsschiff und drei Torpedobootzerstörer, die dem Monitor zu Hilfe eilten und erzielten auf dem Zerstörer einen Treffer.

Eines unserer Flugzeuge warf mehrere Bomben auf einen grossen feindlichen Transportdampfer in der Kephalo-Bai.

Freiherr von Schönaich gestorben.

Wien, 28. Jänner. (KB.)

Heute nachmittags ist General der Infanterie Franz Freiherr v. Schönaich einem Schlaganfall plötzlich erlegen.

* * *

Franz Freiherr von Schönaich ist 1845 in Wien geboren und trat nach Absolvierung der Militärakademie in Wiener-Neustadt 1862 in die Armee ein. Nach den Feldzügen in den Jahren 1864 und 1866, die er mitmachte, kam er 1870 als Hauptmann ins Kriegsministerium. 1887 wurde er als Oberstleutnant dem Erzherzog Albrecht zur Dienstleistung zugewiesen und kam 1895 als Sektionschef ins Kriegsministerium. Im Jahre 1903 wurde er, nach Verleihung der Geheimratswürde 1902, zum Korpskommandanten in Josefstadt ernannt. Franz von Schönaich wurde 1905 Landes-

verteidigungsminister, 1906 Reichskriegsminister. Er war Inhaber des Infanterieregimentes Nr. 74.

Abgesehen von den ausserordentlichen Verdiensten, die sich der Verstorbene in seinem Ressort erworben hat, abgesehen davon, dass Freiherr von Schönaich an der Schaffung von Wehrreform und der modernen Militärstrafprozessordnung schöpferischen Anteil hatte, ist gerade in der jetzigen Kriegszeit die Tätigkeit dieses allzu rasch Dahingeschiedenen ungemein segensreich gewesen. Freiherr von Schönaich war Präsident des Witwen- und Waisenhilfsfonds der gesamten bewaffneten Macht und hat in dieser Eigenschaft bei der Organisation des Kriegshilfsdienstes zahllosen Menschen unvergessliche Wohltaten erwiesen. Der grosse imponierende Herr, aus dessen frischem Gesicht gütige Augen leuchteten, war von gewinnender Liebenswürdigkeit. Er lebte seit längerer Zeit in seiner Villa in Hütteldorf und hatte für die zahlreichen Personen, die den hochverdienten Mann, den eminenten Kenner militär-organisatorischer Fragen, besuchten, stets freundliche Worte. Mit Freiherr von Schönaich ist nicht nur einer der hervorragendsten Vertreter unserer Generalität, sondern auch ein wahrhaft guter Mensch aus dem Leben geschieden.

Die letzten Stunden.

Wien, 29. Jänner. (KB.)

Die Blätter schildern eingehend den Lebenslauf des plötzlich verstorbenen ehemaligen Kriegsministers Freiherr von Schönaich und heben insbesondere seine grossen Verdienste um die Ausgestaltung des Heerwesens hervor.

Den Blättern zufolge wurde Freiherr von Schönaich, der an Arterienverkalkung litt, gestern nachmittags während eines Diners beim Grossindustriellen von Wetzler, bei dem eine Reihe anderer hervorragender Persönlichkeiten, darunter der Kriegsminister Freiherr von Krobatin und Landesverteidigungsminister von Georgi geladen waren, von heftigem Unwohlsein befallen. Freiherr von Schönaich wurde auf ein Sopha gebettet, die sofort herbeigerufenen Aerzte konnten aber nur mehr den infolge Herzschlages eingetretenen Tod feststellen.

Italiens albanische Träume.

Stockholm, 27. Jänner.

„Birschewija Wjedomosti" meinen, in Albanien sei durch die Niederlage Montenegros eine neue Front entstanden, der Italien und Serbien nur sehr schwer werden widerstehen können. Die österreichisch-ungarischen Truppen hatten mit dem Lovcen einen starken Stützpunkt erobert, sie würden nun mit Lebensmitteln reichlich versorgt und im Rücken gedeckt werden durch die Italien und Serbien feindlich gesinnten Griechen, die öffentlich mit den Mittelmächten sympathisieren.

Es wäre ein nicht entschuldbarer Optimismus, zu glauben, dass diese Lage ohne traurige Konsequenzen für die Entente bliebe.

Die Sammlung des Serbenheeres.

Not und Entbehrungen.

London, 26. Jänner. (KB.)

Der Pariser Korrespondent des „Daily Mail" berichtet: Als er Montag Korfu verliess, hatte man Serben auf der kleinen Insel Vigo gegenüber Korfu an Land gebracht. Die für die Unterbringung der Truppen getroffenem Massnahmen waren noch primitiv.

Täglich sterben Leute, weil sie nach langem Hungern die Nahrungsaufnahme nicht mehr vertragen.

Auf Korfu befinden sich keine Truppen, sondern nur die serbische Regierung.

Die Lebensmittelnot in Petersburg.

Keine Vorräte mehr vorhanden.

Petersburg, 29. Jänner. (KB.)

Die Lebensmittel-Kommission machte verschiedene amtliche Stellen darauf aufmerksam, dass in allernächster Zukunft grosse Lebensmittelnot eintreten werde, da Petersburg keinerlei Vorräte mehr habe.

Kritische Tage für Amerika.

Eine Aeusserung Wilsons.

New-York, 28. Jänner. (KB.)

Präsident Wilson sprach sich in einer Bankettrede nachdrücklich für die militärische Bereitschaft aus und erklärte: „Ich kann nicht sagen, welches die internationalen Beziehungen des Landes morgen sein werden; ich meine morgen im buchstäblichen Sinne des Wortes."

Die britischen Gesamtverluste bis 9. Jänner.

Mehr als eine halbe Million.

London, 28. Jänner. (KB.)

Die gesamten britischen Verluste an Getöteten, Verwundeten und Vermissten auf allen Kriegsschauplätzen betragen bis zum 9. Jänner 24.122 Offiziere und 525.345 Mann.

Heldentod.

Der glorreiche Siegeszug nach dem Durchbruche bei Gorlice und Tarnow brachte von Tag zu Tag immer grössere Erfolge. Im Verlaufe von wenigen Monaten war ganz West- und Mittelgalizien vom Feinde befreit, die Karpathenfront konnte sich dem Vorwärtsgehen anschliessen und im Vereine mit dem von Westen kommenden Drucke die Russen zurückdrängen. Es war ein schweres Ringen. In den allgemeinen Siegesberichten konnten die Leistungen einzelner Mitkämpfer nicht so gewürdigt werden, erst nach und nach sickerten Mitteilungen über die Heldentaten durch, die in ihrer Gesamtheit erkennen lassen, wie heiss in manchen Stellungen gerungen wurde, um den endgültigen Sieg zu erkämpfen.

Wieder sind es die Führer von Kompanien und einzelnen Zügen, die infolge ihrer persönlichen Tatkraft und Geschicklichkeit, durch Mut und gutes Beispiel ausschlaggebend waren, dass eine wichtige Position gehalten oder genommen werden konnte. Leider ist es nur zu oft Heldenschicksal, dass der Tod dann eintritt, wenn der Sieger eben im Begriffe ist, die Palme als Preis seines Wagemutes an sich zu nehmen. So war auch das Los des Fähnrichs in der Reserve Josef Fried vom Infanterieregimente Nr. 11. Bei der als Nachrichtendetachement vorausgehenden Kompagnie eingeteilt, zeichnete er sich im Gefechte bei Dorogostaj durch energisches, tapferes Benehmen in der Führung seines Zuges aus. Der linke Flügel der Kompagnie war in Gefahr, von den Russen umgangen zu werden. Fähnrich Fried bemerkt die feindliche Bewegung rechtzeitig, geht mit seinen Leuten rasch und geschickt auf eine Höhe seit- und vorwärts der bedrohten Flanke und vermag von hier aus die Gefahr für die Kompagnie zu beseitigen. Sein Flankenfeuer wirkt so günstig, dass die Kompagnie unverzüglich selbst zum Angriffe vorgehen konnte und den Gegner warf.

Doch Fähnrich Fried begnügt sich nicht mit den wiederholt gegebenen Beweisen seiner Tapferkeit. Er geht den Feind aus eigener Initiative an, ohne einen Befehl abzuwarten. Im Gefechte bei Gologowczyczy führt er seinen Zug schneidig gegen den schon über die eigenen Linien vorgehenden Feind, indem er durch eine äusserst geschickte Umgehungsbewegung ihn zum Rückzuge zwingt. Dicht auf den Fersen des Gegners bleibend, verfolgt er dann mit zäher Ausdauer, wohl wissend, dass dadurch dem Feinde der grösste Abbruch zugefügt werde. Schliesslich bezog Fried mit seinem Zuge eine kleine Kuppe und verfolgt von hier aus durch Feuer. Aber bald machten die Russen, durch Reserven verstärkt, von neuem wuchtige Angriffe. Immer kleiner wird die tapfere Schar, bis schliesslich im heldenhaften wütenden Bajonettkampfe der Rest zurückgehen musste. Fähnrich Fried fiel in diesem Nahkampfe als Held am Felde der Ehre. Die Anerkennung für seine getreueste Pflichterfüllung, die Goldene Tapferkeitsmedaille, wurde ihm nach dem Tode verliehen.

Entwaffnete Heere.

Wie zu erwarten war, erhob sich nach dem klugen Entschluss Montenegros ein gewaltiges Rauschen der Entrüstung im Blätterwalde des Vierverbandes. Was, dieses kleinste Land wagt es, unseren Kriegsruhm mit der Schmach einer Uebergabe zu beflecken, obwohl wir es genau so elend im Stich gelassen haben, wie Belgien und Serbien? Während wir die entlegensten Völkerschaften heranführen, damit sie ihre bunte Haut für uns zu Markte tragen, weigert sich der Herr der Schwarzen Berge, sein Volk auf dem Altar des Vierverbandes restlos zu opfern und als heilmatloser Bettler das Gnadenbrot seiner ohnmächtigen Gönner zu essen? Der von Aerger — und hier und dort vielleicht auch schon von etwas Neid — entfachte Entrüstungsrummel steht unseren Feinden, vor allem den Herren Franzosen, schlecht an; denn kein Volk hat es im Laufe des letzten Jahrhunderts häufiger erleben müssen, dass seine Truppen, trotz gewaltiger Zahlen, vor dem harten Zwang der Ereignisse die Waffen strecken mussten. Haben sie vergessen, dass am 28. Jänner 1871 die ganze Besatzungsarmee von Paris, nämlich 80.000 Mann Linientruppen, 130.000 Mann Nationalgarden, 180.000 Mann Mobilgarden und 10.000 Mann Freischaren, also 400.000 streitbare Männer sich ergeben und bis auf wenige Ausnahmen ihre Waffen abliefern mussten? Weiss man nicht mehr, dass wenige Monate vorher, bei Sedan, 83.000 Mann und 3000 Offiziere mit ihrem Kaiser ohne Schwertstreich in die Kriegsgefangenschaft wanderten? Und blättern wir ein wenig zurück in den Büchern der Kriegsgeschichte, so finden wir, dass im Jahre 1808, zur Zeit des Napoleonischen Krieges, auf der Pyrenäen-Halbinsel damals 18.000 Franzosen unter Dupont von 30.000 Spaniern bedrängt, zur Uebergabe gezwungen wurden. Waffen und Geschütze mussten sie ausliefern und sollten dann unter Bedeckung an den nächsten Küstenort geschafft und von dort von spanischen Schiffen nach einem französischen Hafen gebracht werden. Der Kriegsrat hielt indessen die letzten Uebergabebedingungen nicht ein. Nur die Generale und Stabsoffiziere durften in die Heimat zurückkehren, alle anderen, Mannschaften wie Offiziere, wurden in Kriegsgefangenschaft geschleppt, Misshandlungen schlimmster Art ausgesetzt, zu den niedrigsten Diensten gezwungen und schliesslich auf die Valearen gebracht. Nur die wenigsten erlebten das Jahr 1814, dessen Friedensschluss ihnen Erlösung brachte. Wir finden da ferner die Uebergabe von Belfort (1871), wo 18.000 Franzosen, und von Kairo (1801), wo ihrer 14.000, nämlich 6000 Mann der Garnison und 8000 Zivilpersonen, den Platz räumen mussten, allerdings unter Mitnahme der Waffen. Das eiserne Würfelspiel des Krieges kann auch das tapferste Heer zwingen, sich einem übermächtigen Gegner zu beugen. Am 10. Dezember 1877 mussten bei Plewna 43.000 Türken, von allen Seiten durch die Russen und Rumänen eingeschlossen, auf freiem Felde die Waffen strecken und in Kriegsgefangenschaft gehen. Im ungarischen Aufstandskrieg ergaben sich 1849 bei Vilagos 29.000 Ungarn den Russen und am 15. Dezember 1756 sahen sich 17.000, seit drei Monaten bei Pirna eingeschlossene Sachsen gezwungen, sich der dreifachen Uebermacht Friedrichs des Grossen auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die Offiziere durften ihre Waffen behalten, und es wurde ihnen freigestellt, in preussische Dienste zu treten. Die Mannschaften jedoch wurden, den Sitten jener Zeit entsprechend, dem Heere des Alten Fritz einverleibt.

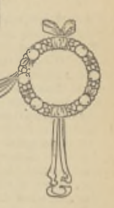
Russlands Lazarettstadt.

Die enormen Verluste, die die Russen jetzt in den Kämpfen an der bessarabischen Front erlitten haben, werden indirekt von den Russen selbst zugegeben durch die Nachricht, dass Kiew zur Lazarettstadt geworden ist. Als einzige Grossstadt in der Nähe des jetzigen Kriegsschauplatzes, zu der ausserdem die besten Bahnverbindungen führen, ist sie natürlich das Hauptziel der Verwundetentransporte. An Lazaretträumen fehlt es dort nicht, da Kiew, die an Kirchen reichste Stadt Russlands, in den Gotteshäusern ideale Lazarettunterkünfte besitzt.

(Fortsetzung auf Seite 5.)



SONNTAGS-BEILAGE der „Krakauer Zeitung“



Der Mann mit der Stirnwunde.

Skizze von Konrad Martin Laut.

Draussen in den Vogesen, wo der Climont wie ein gewaltiger Riesensarg aus dem Boden wächst und der benachbarte Voyemont als steinfester Schildhalter die französischen Granaten von den vorgeschobenen deutschen Stellungen abwehrt, sassen die Herren vom Divisionsstab plaudernd zusammen.

Die Tagesarbeit war glücklich vorüber. Exzellenz hatte am Nachmittag noch mit dem Major vom Stabe die äussersten Schützengräben besucht und sich befriedigt über die Massnahmen gegen einen etwaigen Feuerüberfall des Feindes geäussert.

Nun füllten die Ordonnanzen noch einmal frisches Bier in die Gläser, und durch die behagliche Stube im Pfarrhaus, wo ein Teil des Stabes untergebracht war, zog der Rauch neu entzündeter Zigarren und Pfeifen in blauen, duftigen Wölkchen.

Vor dem Platz des Oberleutnants und Adjutanten auf dem ehrwürdigen Mahagonitisch lag ein zerlesenes Buch, mit dessen Inhalt die Herren sich eifrig beschäftigten. Es war ein alter Band französischer Novellen von Guy de Maupassant, den der literarisch gut unterrichtete Offizier in der Bibliothek seines geistlichen Quartiergebers entdeckt hatte. Tolle Dinge wurden darin mit erstaunlicher Suggestivkraft erzählt. Man hätte denken können, Maupassant habe die dunklen, unerklärlichen Vorkommnisse, unter denen seine Gestalten litten und starben, selbst mit erlebt. Sogar der Spuk von den wandernden Möbeln, die eines Nachts die Wohnung ihres Besitzers polternd verliessen und später in einem Winkel des düstersten Rouen sich wiederfanden, klang gar nicht so unglaubwürdig.

„Und doch ist es Humbug, meine Herren; genialer vielleicht, wenn Sie so wollen, aber Humbug und Schwindel von vorn bis hinten. Sie legen dem krausen Zeug doch keine Beweiskraft bei?“ Der dicke Stabsarzt, der mit künstlerischen Problemen sich nie den Kopf zerbrochen hatte, machte eine energische Bewegung, als wische er mit einem nassen Schwamm den ganzen Maupassant aus der Welt.

Ein lebhaftes Für und Wider begann. Die meisten stimmten dem Doktor bei. Von deutschen Offizieren, die in strengster Selbstzucht und klarster Lebensbetrachtung erzogen waren, konnte man unmöglich ein Einverständnis mit der Spukwelt des phantasiebegabten Dichters erwarten.

„Bestreiten Sie vielleicht auch Vorahnungen oder das sogenannte zweite Gesicht, von dem Sie gewiss schon gehört haben,“ fragte der Adjutant dazwischen.

Der Stabsarzt lächelte grimmig. „Natürlich tue ich das. Das Geistersehen und Vorahnen gehört für mich in das Gebiet des Pathologischen. Unsere Irrenhäuser haben genug solcher Querköpfe, die am Transzendentalen sich das Hirn zerrieben haben. Oder können Sie klippe und klare Beweise bringen?“

Der Offizier überhörte taktvoll den spöttischen Ton der Frage. „Was Sie Beweise nennen, Herr Doktor, habe ich selbstverständlich nicht. Dafür könnte ich aber mit mehreren Erlebnissen aufwarten, die mir selbst zugestossen sind und für die ich keine Erklärungen habe.“

In der kleinen Runde wurde es plötzlich still. Das war ja famos. Der stille Platen, der immer mehr den Eindruck eines Stubengelehrten und Grüblers, als eines frisch-fröhlichen Offiziers gemacht hatte, wusste Gespenstergeschichten, die sicherlich belustigender waren, als der übliche Kommissklatsch.

„Dürfen wir Mitwisser Ihrer Begebenheiten sein, Platen? Geulkt wird nicht, das versprechen wir Ihnen.“

Die andern Herren stimmten lebhaft bei.

Oberleutnant Platen überflog mit einem prüfenden Blick den Kreis seiner Kameraden und strich sich, gedankensammelnd, über die Stirn.

„Ich könnte dem, was ich schmucklos berichten will, die novellistische Ueberschrift **Der Mann mit der Stirnwunde** geben. Dieser Unbekannte hat in meinem Leben dreimal eine merkwürdige Rolle gespielt. Das erste Mal sah ich ihn als Kadett. Wir jungen Dachse waren von Bensberg, wohin mein alter Herr mich gesteckt hatte, zum Rhein gekommen und hatten unterhalb Kölns im offenen Strom ein Schwimmen veranstaltet. Als guter Schwimmer führte ich den Zug etwa fünfhundert Meter weit. Plötzlich stellt sich mir ein riesiger schwarzer Schlepper in die Bahn. Ich suche an Backbord vorüberzukommen, werde von einem Strudel ergriffen und gegen die Schiffswand getrieben. In Todesangst schreie ich auf. Da sehe ich oben an Bord einen alten holländischen Schiffer mit einer klaffenden Wunde am Kopf. Er nimmt seine Pfeife aus dem zahnlosen Mund, neigt sich herab zu mir und winkt mir stillschweigend zu. Was weiter geschah, weiss ich nicht mehr. Als ich aus tiefer Ohnmacht erwache, liege ich in einer Hütte am Rhein. Mein Unterrichtsoffizier steht bei mir und streicht mir freundlich über die nasskalte Stirn.“

„Und weiter, das zweite Mal?“ Die Kameraden waren näher herangerückt; nur der Stabsarzt blieb in Entfernung und brummte etwas von Fieber.

„Das zweite Mal war die Sache viel weniger romantisch. Ich bummle mit einem andern Kriegsakademiker durch Berlin, als mich beim Ueberschreiten eines Fahrdammes ein Auto erwischt und niederwirft. Ein doppelter Schenkelbruch und acht Wochen Lazarett waren die Folge. Betäubt war ich nicht, Herr Doktor, und Fieber hatte ich auch nicht. Dafür erinnerte ich mich im Lazarettbett aber mit aller Klarheit eines merkwürdigen Umstandes. Unter den Gaffern auf der Strasse, wo ich lag, bis mein Kamerad und ein Schutzmann mich abseits schafften, befand sich ein alter hagerer Mensch mit einer schneeweissen Binde über der Stirn. Er stand mir ganz nahe und ich konnte sehen, dass sein Verband blutig war. Seltsam! Dieses widerwärtige, fleischlose Gesicht mit den dunklen Augen und den wie eingekerbten Furchen zwischen Nase und Kinn war mir doch schon einmal begegnet? Ich dachte nach, und der Vorfall bei Bensberg fiel mir ein. Jener unbekannte Berliner trug dieselben Züge wie der holländische Schiffer.“

„Das wäre wohl schwer zu beweisen“, warf der Divisionsarzt hartnäckig ein. „Zwischen Berlin und Bensberg lagen Jahre. Eine zufällige Aehnlichkeit, verstärkt durch die Schädelwunden der beiden Männer — nichts weiter.“

„Ich stelle nur fest, wie ich's sah, Herr Doktor; jede Beweisführung liegt mir fern.“

„Und Ihre letzte Begegnung, Platen?“

„Die hatte ich bei den ersten Vogesenkämpfen zu Kriegsbeginn. Sie wissen, dass ich damals vor Kiensheim einen Schrapnellschuss ins linke Schulterblatt erhielt. Fünf Zentimeter tiefer, und das Herz wäre getroffen worden. In der Entwicklung dieses Gefechts wurden die ersten französischen Gefangenen an unserer Stellung vorübergebracht. Da fühlte ich ein Paar kohlschwarzer Augen auf mich gerichtet. Ein alter Chasseur von erstaunlicher Länge und Magerkeit mit verbundenem Schädel und lahmgeschossenem Arm humpelt langsam daher. Ich schaue, von einer jähen Erinnerung getrieben, dem alten Burschen genauer ins Gesicht und stelle einwandfrei fest, dass er dem Schiffer von Bensheim und dem Berliner Unbekannten zum Verwechseln ähnlich sieht. Er winkt mir zu, als wären wir alte Bekannte. Drei Minuten später empfange ich meinen Schulterschuss...“

„Na also, die reinste Tod- und Teufel-Geschichte“, polterte der Stabsarzt los. „Sie sollten Schriftsteller werden, Platen, an Zeug dazu fehlt es Ihnen nicht!“

Ehe der Offizier erwidern konnte, wurde das alte Vogesenpfarrhaus von einem furchtbaren Schlag erschüttert. Ein greller Lichtstrahl blitzte auf und färbte die Gesichter der Herren sekundenlang blutrot. Vom Dach des Nachbarhauses prasselten Ziegel und Sparren wie Hagelkörner herab.

„Herrschaften, das galt wohl uns?“

Die Offiziere traten, die Gefahr nicht achtend, auf die nachtdunkle Strasse, um den Granateneinschlag festzustellen.

Oberleutnant Platen als Adjutant eilte dienstlich zur Exzellenz, die weiter unten im Dorf Quartier hatte.

Beim ersten Haus stiess er im Dunkel mit einem Menschen zusammen. Er schaltete das Licht seiner Glühlampe ein und liess den strahlenden Kegel über das Antlitz des Fremden spielen.

Teufel, was war das? Vor ihm stand, lang und hager, wie ein Gespenst ein alter elsässischer Bauer und sah ihn aus tiefschwarzen Augen an. Zwei breite Furchen liefen wie Wundmäler von den Nasenflügeln am fleischlosen Mund vorbei gegen das Kinn. Ein Schlapphut über dem grauen, flatternden Haar verdeckte nur schlecht eine noch offene Wunde am rechten Stirnbein.

Der Offizier fasste sich schnell. „Ihren Ausweis, Mann! Sie wissen doch, dass das Gebiet für Zivilpersonen gesperrt ist?“

„*Bon soir, monsieur*“, knurrte der Fremde mit rauher Stimme.

„Sofort Ihren Ausweis!“

Der Bauer warf den kantigen Schädel witternd empor:

„*N'entendez-vous, rien, monsieur?*“

Wahrhaftig! In der Ferne wurde der langgezogene, heulende Ton einer Granate hörbar. Es klang wie das Fauchen einer Wildkatze. Im nächsten Augenblick verstärkte das Heulen sich zu einem mörderlichen Zischen, und plötzlich warf es den jungen Mann kopfüber auf den Weg. Mit berstendem Krachen wühlte das Riesengeschoss sich neben ihm in den Boden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen begab der Stabsarzt sich mit einigen anderen Herrn des Stabs vom Feldlazarett nach dem Quartier. Sie hatten Abschied genommen von dem jungen Platen, der wenige Stunden nach dem zweiten Granaten-Ueberfall gestorben war. Helfen hatte ihm keiner können, dem armen Menschen hatte ein faustgrosses Geschosstück den Rücken zerfetzt. Ein Glück, dass der Tod so schnell als Erlöser gekommen war.

Auf der Strasse begegnete den Offizieren ein alter elsässischer Bauer. Die Karikatur eines Menschen mit einem schmutzigen Wolltuch um den verwitterten Kopf. Der Mann hatte im Auftrag der Intendantur Heu und Stroh von der nächsten Bahnstation in das Dorf gebracht und trollte sich nun nach Haus.

Der Stabsarzt stiess seinen Nachbar an. „Betrachten Sie sich das alte Scheusal da drüben einmal. Lang, hager, mit verwickeltem Schädel. Genau wie Platen ihn uns beschrieben hat. Ein Segen, dass dieser widerliche Anblick ihm vor seinem Ende erspart geblieben ist.“ Und mit feiner Ironie in der Stimme fügte er leise hinzu: „Ja, ja, die Dichter . . . sie haben doch ihre eigene Welt . . .“

Wien ruft...

Ein Bild aus dem Felde.

Es war bei einem Meierhof in Polen,
Wo letztlich erst ein wackrer Offizier,
Den die Granaten fürchterlich getroffen,
Am hellen Mittag schlicht begraben wurde.
Der Feldkurat sprach schöne, tiefe Worte
Vom Heldentum, vom Opfermut des Braven,
Der kühn, den Degen in der nervigen Faust,
Vorstürmend seine Leute hinriss, mitriss,
Und so den herrlichsten der Tode fand,
Die Oesterreich nun zu vergeben hat
An seine Söhne...
Dann setzte, nach dem Ende des Gebets,
Die Regimentskapelle lustig ein —
(Da doch der Lebende sich freuen will
Solang' des Himmels Licht ihn noch bescheint!)
Und konzertierte vor dem Herrenhause,
Darin der Stab bei Trank und Speise sass.
Wir Mannschaft aber lagerten indessen
Uns ungezwungen um die „Pfeiferlbuam",
Die nun manch Opernstück „Hoffmanns Erzählungen",
Den „Prinz Eugen"- und einen Komzák-Marsch
Mit keckem Schmiss, ganz burgmusikgemäss,
Auf Russisch-Polens Schlachtgefild „hinlegten"...
Doch plötzlich — Himmel! — schwang ein Wiener Walzer,
Ein echter, rechter Tanz von Johann Strauss,
Frohmütig, schwebeleicht, in trunknem Rhythmus,
Den Veigerlkranz im losen Flatterhaar,
Sich lachend in die heit're Mittagsluft,
Dass unsre Seelen Hosianna sangen
Und unsre Herzen schier im Leibe schmolzen
Und jedes Aug' in Freudentränen stand!
Der alte Walzer zauberte uns Wien,
Er zauberte uns süsseste Erinnerungen,
Er brachte uns die Kinderzeit herauf,
Da wir, voll Unschuld noch, am hellen Sonntag,
Das neue Röcklein sorglich angetan,
Im Praterparadiese wandelten,
Gesang und Licht und Farbenrausch um uns...
Ich fühlte mich im Innersten erschüttert.
Und heimlich, so wie eine leise Antwort,
Sprach ich die Worte bebend vor mich hin!
„Wien ruft..."
Ja, ja, es rief uns unser fernes Wien,
Wien rief nach seinen Kindern in der Fremde!
Die Tafel war vorbei und die Musik
Verstummt. Bald sah uns das Kommandowort:
„Vergatterung!" — aufs neue marschbereit —
— Der Russe stellte breit sich zum Gefecht! —
Und rücksichtslos verscheuchten die Batterien
Den holden Nachklang jener Mittagsrast.

Wien. *Max Hayek.*

Tag- und Nachtflüge im Weltkriege.

Während des jetzigen Krieges hat die Gepflogenheit sich herausgebildet, dass Lenkballone gewöhnlich bei Nacht, Flugzeuge dagegen zumeist bei Tage fliegen. Doch treten auch Nachtflüge von Flugzeugen sowie Tagesflüge von Lenkballons in die Erscheinung.

Was das Flugzeug angeht, von dem wir zuvörderst sprechen wollen, so ist es vorwiegend darauf angewiesen, Tagesflüge zu unternehmen. Es kommt zu Aufklärungs- und Beobachtungszwecken und zur Leitung des Artilleriefeuers in Frage, es dient ferner als Kampfmittel, wird ausserdem zu Ueberfallzügen nach Städten verwendet, die im Feindesland liegen; man macht sodann vom Flugzeug aus photographische Aufnahmen. In der Nacht ist das Flugzeug aber gewissermassen blind, da der Flugzeugbeobachter zu allermeist nicht das sieht, was er sehen soll, nämlich die nächtlichen Bewegungen des Gegners.

In der Nacht mit einem Flugzeug in der Luft zu sein, stellt für den Führer eine unendlich schwere Aufgabe dar, und der Beobachter wird mit wenig zweckmässigen Meldungen aufwarten können. Viel Lichtschein gibts natürlich nicht, ja, sogar in den Orten, die zum Kriegsgebiet gehören, müssen die Lichter entweder gelöscht oder abgeblendet werden. Als erschwerende Verhältnisse fallen weiterhin ins Gewicht: schlechtestes Wetter, Nebel, mondlose Nächte, die Schwierigkeit des Landens und dergleichen mehr. Nächtliche Truppenverschiebungen, marschierende Kolonnen, Transporte auf der Eisenbahn während der Nacht vermögen schwer konstatiert zu werden. Wendet der Feind noch die List an, dass er Eisenbahnen nach beiden Richtungen verkehren lässt oder dass er Truppenbewegungen maskiert, dass er nach der einen Richtung eigene Truppen und nach der andern Gefangene dirigiert, so wird der Flugzeugbeobachter gewöhnlich nichts Wichtiges zu melden haben. Der ist bei Nacht, um sich zu orientieren, auf die Beobachtung der Wasserläufe angewiesen.

Soll mithin das Flugzeug so recht seine Aufgabe erfüllen, dann kommen für selbes namentlich Flüge bei Tage in Betracht. Infolgedessen wartet man bei Geschwaderzügen, die als Ueberfälle nach Orten vonstatten gehen sollen, die im Bereich des Feindes liegen, die Morgendämmerung ab.

Fliegt ein Geschwader zu einer derartigen Unternehmung auf, so hat es darauf Bedacht zu nehmen, seine Flugzeuge aufs beste beisammen zu halten, um in dieser Weise über derjenigen Stadt anzukommen, die mit Bomben beworfen werden soll. Das verlangt schon bei Tage ungewöhnlich tüchtige Führer und sehr brauchbare Maschinen. Letztere müssen nahezu gleiche Geschwindigkeit besitzen. Solche Flüge sind des Nachts mit grossen Schwierigkeiten verknüpft, ja sie sind gewöhnlich überhaupt nicht möglich. Auch wird die Wirkung des Bombenabwerfens bedeutend schwächer, wenn ein Geschwader nächtlicherweile auseinandergerät und die Flugzeuge einzeln am Punkt des Ueberfalles anlangen.

Noch viel schwieriger ist es, wenn in der Nacht vom Flugzeug aus photographiert werden soll. Dann die Quelle des Blitzlichtes muss sich in der Nähe des Objekts befinden, das man photographieren will.

Also das Flugzeug wird am besten tun, wenn es seine Tätigkeit vornehmlich tagsüber ausübt. Ganz anders liegt die Sache für die Lenkballons, die nur selten zu Aufklärungs- und Beobachtungszwecken zur Verwendung gelangen, da sie langsamer als die Flugzeuge sind. Füglich verwendet man die Lenkballons im Weltkriege namentlich als Zerstörungswaffe. Sie haben feindliche Objekte zu zerstören, die irgendwelche militärische Bedeutung besitzen. Hierbei spielt das Element der Ueberraschung eine gewichtige Rolle. Denn je überraschender der Ueberfall stattfindet, um so grösser ist die Hoffnung auf Erfolg. Daher benutzt man mit Vorliebe die Nacht zu solchen Streifzügen. Einen Lenkballon, der bei Tage über feindlichem Gebiet erscheint, vermag man alsogleich zu erkennen, falls er sich nicht in den Wolken bewegt, man kann mithin sofort Abwehrmassnahmen gegen ihn treffen. Ausserdem bietet ein Lenkballon bei Tage ein sehr gutes Ziel.

Genug, im Weltkriege sind die Flugzeuge gleichsam die soliden Leute, die früh aufstehen, schwere Tagesarbeit verrichten und darauf mit den Hühnern schlafen gehen. Dahingegen stellen die Lenkballons die Nachtschwärmer dar, die erst im Morgengrauen nach Hause kommen und dann das Bett aufsuchen, um den Tag zu verschlafen. *O. K.*

Im Auto durch den Feind.*)

Ein Offizier vom Auto-Korps
Erhielt Befehl: „Sie rücken vor,
Den Waldweg zu erkunden!..."
Schnell angekurbelt... und Hurra!...
Die Hupe tönt: „Tati... Tata!..."
Das Auto war entschwunden!

Da prasseln in die Autowand
Die Kugeln von des Feindes Hand,
Der im Gestrüpp verborgen;
Der Leutnant stoppt und denkt: „Aha!..."
Die Hupe droht: „Tati... Tata!...
Das wird man euch besorgen!..."

Es waren drei Zuaven bloss,
Der deutsche Held stürmt auf sie los,
Was sie erfüllt mit Bangen!
Kaum wusst' er selber, wie's geschah...
Die Hupe jauchzt: „Tati... Tata!...
Schon sind die Kerls gefangen!..."

Doch als er sie entwaffnet schon,
Kommt eine feindliche Schwadron
Von hinten angeritten...
Noch kurze Zeit... dann sind sie da!
Die Hupe brummt: „Tati... Tata!...
Jetzt sind wir abgeschnitten!..."

Der Leutnant lacht: „Das stört mich nicht!..."
Setzt zwei Zuaven neben sich,
Den dritten auf den Kühler!
Dann saust er los pro patria,
Die Hupe quiekt: „Tati... Tata!..."
Dieweil ihr etwas schwüler.

Der Leutnant winkt: „*Messieurs... merci!...*"
Kaum gibt der Feinde Kavall'rie
Den wohlbekannten Hosen:
„*Un bon Français!... Ne tirez pas!...*"
Die Hupe lacht: „Tati... Tata!...
Jetzt spielen wir ‚Franzosen'!..."

So glückte der Husarenstreich!...
Das Eisenkreuz ward ihm sogleich
Verlieh'n, was noch zu meiden!
Und alles schrie: „Viktoria!"
Die Hupe sang: „Tati... Tata!...
Heil unsern deutschen Helden!..."

*) Die folgenden drei Gedichte entnehmen wir der Gedichtsammlung von Leo Leipziger „Rolandlieder 1914—1915" mit freundlicher Genehmigung des Verlages „Roland von Berlin" in Berlin.

Wo wohnt die Wahrheit?...

Mephisto spricht: „Wie jetzt im Kriege,
Hat mir noch nie das Glück gelacht!
Mein Lieblingstöchterchen: ‚Die Lüge',
Vermehrt alltäglich meine Macht!
Ihr Siegeszug ist unvergleichlich,
Sie hält die ganze Welt im Bann,
Selbst mir erscheint's oft unbegreiflich,
Wie sie das alles leisten kann!
Es ist ihr keine Nacht zu finster
Für ihres Fluges kühnen Lauf:
Noch gestern abend in Westminster,
Taucht heute in Newyork sie auf!
Kaum ist von Moskaus Krönungssaale
Sie abgefahren frisch und froh,
Umschwebt sie schon die Kathedrale
Von Reims, und steuert nach Bordeaux!...
So zieht mein Lieblingskind ins Weite,
Der Wahrheit morscher Ruhm zerstiebt...
Nie sah die Hölle reich're Beute,
Seitdem es eine Hölle gibt!...
Die dumme Wahrheit!... Längst auf Erden
Zermürbt, verachtet und verbraucht,
Musst' sie der Lüge Opfer werden
Und hat ihr Seelchen ausgehaucht..."
. . . .
Doch, als er grade ungeheuer
Sich freute und in Jubel schwamm,
Erhielt der Fürst vom Fegefeuer
Aus Frankreich (West) ein Telegramm!...
Beinah' fällt er vom Thron herunter,
Denn deutlich steht auf dem Papier:
„Die Wahrheit lebt... ist wohl und munter,
Und wohnt — im Deutschen Hauptquartier!.."

Deutsch will ich sein!

Vier Worte weiss ich, inhaltschwer,
Die durch die ganze Welt gedrungen;
Sie künden über Land und Meer
Von stolzer Kraft, die nie bezwungen!
Sie leuchten hell wie Sonnenschein:
Deutsch will ich sein!

Die Worte sind von hohem Klang,
Sie spornen uns zu kühnem Wagen;
Sie machen Feindesherzen bang,
Doch Freundesherzen höher schlagen!
Vom Wappenschild strahlt's fleckenrein:
Deutsch will ich sein!

Die Worte sind der Kampfesruf,
Wenn uns der Gegner frech beleidigt;
Wenn das, was uns die Vorwelt schuf,
Der Enkel mit dem Schwert verteidigt!
Dann donnert's in die Schlacht hinein:
Deutsch will ich sein!

Die Worte sind der Fahnenspruch,
Der unsern Sturmschritt noch beflügelt,
Bis endlich der Zusammenbruch
Der Feinde Untergang besiegelt!
Laut jubelnd schallt's aus unsern Reih'n:
Deutsch will ich sein!

Die Worte sind ein frommes Lied,
Wenn's heisst: „Den Helm ab zum Gebete!"
Wenn über Siegesfelder zieht
Der letzte Schein der Abendröte...
Erst danket Gott!... Dann stimmt mit ein:
Deutsch will ich sein!

Kiew, „die Mutter aller Städte Russlands“, auch „das Jerusalem Russlands“ genannt, zerfällt historisch sowie seiner Lage nach in drei gesonderte Teile, die miteinander verbunden sind und den gemeinsamen Namen Kiew führen. Im Südosten liegt die Höhlenstadt, im Nordosten befindet sich die Handelsstadt und im Nordwesten tritt das hochgelegene Alt-Kiew in die Erscheinung. Ausserdem zieht sich auf der Höhe westlich der Höhlenstadt der prächtige Stadtteil Lipki hin, der vorwiegend von der Aristokratie sowie von der reichen Kaufmannschaft bewohnt ist.

Den Mittelpunkt des Verkehrs stellt die elegante Kreuzstrasse dar. Hier befinden sich allerlei öffentliche Gebäude, so das Stadthaus, die Börse, die Post, Bankhäuser, vornehme Hotels usw. Oestlich davon liegt die 1857 erbaute lutherische Kirche, in der Gottesdienst in deutscher Sprache stattfindet. Letzteres wird sich wohl inzwischen geändert haben.

Von besonderem Interesse sind noch: der Kaiserliche Schlosspark, die Lávra (das angesehenste Kloster Russlands), das Arsenal, die Mariä-Himmelfahrts-Kathedrale (Uszenskij-Kathedrale), das Wladimir-Denkmal, das Michaelskloster, die Andreaskirche, die Sophienkathedrale, das Museum, die Dreiheiligenkirche, die mächtige Wladimir-Kathedrale, das Palais Gannenko mit seiner prachtvollen Kunstsammlung und dergleichen mehr. Namentlich die Sophienkathedrale, die Lávra, die Himmelfahrts-Kathedrale und die Dreiheiligenkirche sind insonderheit sehenswert. Sie sind auch jederzeit von zahlreichen Bettlern und Pilgern umlagert.

Die Sophienkathedrale ist im Innern das architektonisch wertvollste Gebäude Kiews, sie hat die Form eines Rechtecks, ist 54 Meter lang, 36 Meter breit, besitzt eine Hauptkuppel und 14 Nebenkuppeln, die insgesamt vergoldet sind. Das Innere der Kathedrale erinnert mit seinen Mosaiken auf Goldgrund und alten Fresken an die Markuskirche in Venedig.

Als Stifter der Lávra (Höhlenkloster) wird der Russe Hilarion genannt. Er lebte vor seiner Berufung zum Metropoliten von Kiew als Einsiedler in einer Höhle, die er sich auf dem bewaldeten Hügel am Dnjepr selbst gegraben hatte. Die jährlichen Einkünfte der Lávra betragen weitaus mehr als eine Million Rubel. Der Klosterhof bildet übrigens zur Zeit der grossen Feste (15. Juli und 15. August) den Lagerplatz der Pilger, deren Zahl jährlich die Höhe von ungefähr 200.000 erreicht.

Die Himmelfahrtskathedrale ist 45 Meter lang und ebensoviel Meter breit, sie ist mit sieben Kuppeln versehen, ward 1089 geweiht, 1240 von den Tataren zerstört, 1729 nach einem gewaltigen Brande erneuert und im Innern prächtig ausgestattet. Diese Kirche ist allezeit von Andächtigen, vornehmlich von solchen, die mit Gebrechen behaftet sind, derart überfüllt, dass man sich dort nur mit Vorsicht zu bewegen vermag. In der Himmelfahrtskathedrale liegt ebenfalls ein grosser Klosterschatz mit zahlreichen Kostbarkeiten.

Die Dreiheiligenkirche wurde als Basiliuskirche vom heiligen Wladimir an der Stelle der dem Slawengott Perun geweihten erbaut; sie ward 1240 ebenfalls von den Tataren zerstört, 1640 vom Metropolite Peter Mogila gänzlich erneuert und dann Dreiheiligenkirche genannt.

Bereits um anno 898 ist Kiew die Hauptstadt des Russischen Reiches gewesen. Diese Herrlichkeit hatte aber ein Ende, als die Stadt 1169 von dem Grossfürsten Andrej Bogoljusskij erobert ward. 1240 wurde Kiew von den Tataren unter Baty erstürmt, ausgeplündert, verwüstet. Im Jahre 1320 ist die Stadt von den Litauern erobert worden, die die Tataren vertrieben. Bis anno 1569 verblieb Kiew unter litauischer Herrschaft, dann fiel es an das Königsreich Polen. Später, 1686, wurde Kiew von der Polen an Russland abgetreten.

O. K.

Die Sturmflut in Holland.

In der „K. H. Z.“ schildert Dr. Paul Raché die Katastrophe an der holländischen Küste in folgender anschaulicher Weise:

Der Telegraph hat zwar von der furchtbaren Katastrophe berichtet, von der Holland und in erster Linie die im Nordosten von Amsterdam gelegenen Poldergegenden heimgesucht wurden. Man weiss, dass der Deich, der das tiefergelegene „Waterland“ von der Zuidersee trennt, an zwei Stellen durchbrochen wurde, dass der wütende Nordwest in der Nacht vom 13. auf den 14. Jänner die Sturmflut meilenweit hineintrieb in das Land, dass Millionen von Werten verloren gegangen sind, dass Menschen umkamen in der brausenden Flut und dass das Elend und die Not der von der Wassersnot Betroffenen gross ist. Aber die ganze Tragweite des Unglücks, das so plötzlich über Holland hereingebrochen ist, vermag man sich aus den telegraphischen Berichten doch nicht vorzustellen. Der Sturm hat überall in den Nordseegegenden Unheil angerichtet, von Irland bis hin zur Elbe, aber alle diese Hobstposten bedeuten nichts im Vergleich zu der Katastrophe, die sich an der **Zuidersee** abgespielt hat. Hier war ja von jeher die Gefahr einer Wassersnot am drohendsten. Hier liegen viele Landstriche, über die einst das Meer hinwegflutete, die dem Meer gehörten und die ihm von den Menschen abgerungen waren. Aber gierig lauert seit Jahrhunderten das Meer darauf, die ihm entrissene Beute wieder an sich zu bringen. Der Bewohner der Polder weiss das, er weiss, dass sein tiefergelegenes Land verloren ist, wenn die Deiche, mit denen er es vor der fressenden Flut dort draussen zu schützen sucht, durchbrochen werden. Deshalb machte er diese Bollwerke gegen die See so widerstandsfähig, wie es Menschenwerk nur vermag. Doch Menschenwerk ist schwach der entfesselten Natur gegenüber. Und dann vermag kein Deich der heulenden, peitschenden Wut des Nordweststurms zu widerstehen. Mehr als einmal ist Holland von solchen Sturmfluten bedroht worden. Aber seit Menschengedenken hat es keine so furchtbare Katastrophe gegeben wie die jetzige, die an unheilvoller Ausdehnung die letzte grosse Sturmflut vom Jahre 1825 noch übertrifft.

An zwei Stellen ist der Deich an der Zuidersee durchbrochen, bei Katwoude und bei Zuiderwoude, und nun strömte die Wassergewalt hinein in das wehrlose Land, in wenigen Stunden überschwemmend und vernichtend, was Menschenhand in langer mühsamer Arbeit geschaffen. Das Unglück ist mit überraschender Plötzlichkeit gekommen. Wohl hatte der Sturm den ganzen Tag über geheult und am Abend an Stärke zugenommen, aber niemand ahnte, wie gross und wie nahe die Gefahr war. Es ist zwischen 2 und 3 Uhr in der Nacht. Da ertönt plötzlich die Sturmglocke. Ihr schrilles Signal dringt durch den heulenden Wind in die Schlafstätten. Und entsetzt fährt alles auf. Nun weiss man es, nun kennt man das Drohende der Gefahr: der **Damm ist durchbrochen**, der Schutzwall hat der Gewalt des Wassers keinen Widerstand mehr zu bieten vermocht. Man stürzt hinaus in die dunkle Nacht, hört draussen schon laut rufende Stimmen, stösst auf entsetzt umherirrende Nachbarn. Man sieht das Wasser nicht, aber man hört es. Zischend, gurgelnd, unheildräuend kommt es näher. Und dann fühlt man es. Und es strömt unaufhaltsam weiter, steigt höher und höher.

Jetzt gibt es nur noch ein Losungswort: das heisst Rettung. Man kann nichts mitnehmen. Dafür ist keine Zeit mehr. Wohl raffen die Frauen hier und da in aller Eile allerhand zusammen, was sie für das Kostbarste halten, und schnüren es in ein grosses Bündel, aber zumeist eilen sie davon mit leeren Händen. Sie kennen jetzt nur eine Sorge, die Kinder. Und die Männer beherrscht nur ein Gedanke: das Vieh in Sicherheit zu bringen. Das Vieh ist der kostbarste Besitz des Polderbauern, es wird in aller Hast zusammengetrieben, aneinandergekoppelt. Man weiss, was man zu tun hat. Das Phlegma, das dem holländischen Bauern eigen ist, verlässt ihn auch nicht in der Stunde der Gefahr. Es ist kein kopfloses Hinwegstürzen, es ist ein wohlüberlegtes, planmässiges Flüchten mit einem gemeinsamen festen Ziel. Das Ziel ist die Hauptstadt. Dort winkt Rettung, dort weiss man sich in Sicherheit. Und so sieht man in den frühen Morgenstunden auf den Landstrassen, die nach Amsterdam führen, zahllose Reihen von Flüchtlingen, Heimatlosen, von der Scholle Vertriebenen. Es ist keine Aufgeregtheit unter ihnen, man hatte ja immer mit der Gefahr gerechnet. Nun, wo der Moment da ist, gilt es, sich in das Unabänderliche zu fügen. Mit ernstem Gesicht, aber gefasst schreiten die Frauen daher, die Kinder mit einer gewissen Neugierde vor dem nun kommenden Unbekannten. Die Kühe werden zumeist von den Knechten getrieben, die Bauern selbst sind noch daheim geblieben, sie mochten sich nicht so schnell von ihrem Besitz trennen, sie wollten ausharren bis zum letzten.

In Amsterdam ist die Bestürzung gross. Man weiss zuerst nicht, wohin mit den vielen Menschen, vor allem aber, wohin mit all dem Vieh. Es wird zuerst untergebracht in dem grossen Garten des Zollhauses, man sorgt für Trinken, man sorgt dafür, dass die Tiere gemolken werden, was die meisten sehr nötig haben. Bis zum Mittag sind im Zollgarten **über tausend Tiere** zusammengebracht, und im Laufe des Tages kommen noch neue Tausende, für die ebenfalls gesorgt werden muss. Aber überraschend schnell wird alles organisiert. Das Militär wird zuhilfe gerufen, es wird hinausgeschickt auf die Dörfer, hinaus an die Deiche, um an dem Rettungswerk mitzuarbeiten, und es muss hier in Amsterdam die Sorge für das Vieh übernehmen. Jedes ankommende Stück wird notiert, einer Gruppe zugeteilt, und jede Gruppe erhält ihre besondere Farbe. Und die Soldaten bringen Eimer herbeigeschleppt und machen sich an die Arbeit des Melkens.

Draussen aber wächst das Wasser von Stunde zu Stunde. Am ersten Tage ist es noch möglich, die überschwemmten Gebiete mit dem Auto zu besuchen. Aber schon am folgenden Tag vermag sich kein Auto mehr den Weg an die Unglücksstätten zu bahnen. Alles ist eine dunkle, graue, brodelnde Wasserfläche, über die grau und schwer, sich mit ihr fast vermischend, die Luft hängt. Wo noch vor zwei Tagen friedlich die Kühe weideten, fahren jetzt Motorboote mit Polizisten, Soldaten, Zeitungsleuten, Neugierigen. Soweit das Auge reicht, nichts als Wasser. Nur an den kahlen Baumspitzen und den Telegraphenstangen, die über das Wasser hinausragen, erkennt man, dass einst hier Wege waren. Das ganze Hinterland von Amsterdam bis nach Edam im Norden und Zaandam im Westen steht unter Wasser oder steht in steter Gefahr, überflutet zu werden. Ganze Dörfer sind in der Flut verschwunden. Von dem Orte Ramsdorp ist nichts mehr zu sehen. In anderen Dörfern steht das Wasser bis an die Dachgiebel. Wenn man den Blick über die weite, trostlose Fläche schweifen lässt, erkennt man oft nichts als die Kirchtürme. Alles andere verschwindet in dem nebligen Grau. Man fühlt: Hier ist **auf Jahre hinaus alles vernichtet**, selbst wenn das Wasser bald wieder zurückgeben sollte, wozu bei den augenblicklichen Witterungsverhältnissen wenig Aussicht ist. Das Wasser, der Zuidersee, ist zwar nicht sehr salzhaltig, aber es ist immerhin Salzwasser, und auf dem Boden, der wochenlang unter diesem Wasser gestanden, wächst in absehbarer Zeit kein Grashalm wieder. Man muss damit rechnen, dass Jahre vergehen werden, bis hier wieder Gras sprosst.

Das liebliche Landschaftsbild der fruchtbaren Poldergegend bei Amsterdam ist auf lange dahin. Gerade die Stätten, die dem Touristen, der Holland besucht hat, am liebsten geworden sind, die am greifbarsten in seiner Erinnerung haften, sind am schwersten getroffen worden. So vor allen Marken, das kleine, freundliche Eiland, das eine Welt für sich bildet, das als ein Stück merkwürdiger Vergangenheit hineinragt in die Gegenwart, mit seinen eigenartigen Bewohnern in ihren eigenartigen, altholländischen Trachten. Marken hat sehr gelitten. Von den Häusern, die hier standen, sind nur vier unversehrt geblieben. Stundenlang ging die Flut über die ganze Insel hinweg, führte alles mit sich fort, schlug Häuser in Trümmer, begrub Menschen und Vieh. Und fast in gleichem Masse hat das Unwetter in dem pittoresken Volendam gehaust, das sich als Malerkolonie einer internationalen Berühmtheit erfreut.

Und noch ist die Gefahr nicht vorüber. An manchen Stellen sinkt das Wasser, man ist voll froher Hoffnung, am nächsten Tage aber steigt es wieder, und der Sturm rüttelt von neuem an den Deichen. Fleissige Hände zwar arbeiten überall. Sandsack auf Sandsack wird herbeigeschleppt. Das Militär ist zu Tausenden aufgeboten, um an dem Rettungswerk mitzuhelfen. Aber das Wetter erschwert die Arbeit, macht sie vielfach unmöglich, und stündlich muss mit der Gefahr neuer Deichbrüche, weiterer Ueberschwemmungen gerechnet werden.

Es ist, als ob die See ihr Vernichtungswerk noch nicht vollendet hat, als ob des Elends noch nicht genug ist. Und diese Ungewissheit vor dem, was noch kommen kann, diese Ohnmacht der drohenden Naturgewalt gegenüber, erscheint als das Schrecklichste in der ganzen Tragödie, die sich vor den Bewohnern der Zuiderseegegend abspielt.

Eingesendet.

Lokalnachrichten.

XLIII. Staatswohltätigkeitslotterie. Die k. k. Generaldirektion der Staatslotterien in Wien veranstaltet die XLIII. Staatslotterie für Zivilwohltätigkeitszwecke, deren Ziehung am 10. Februar 1916 stattfindet. Wie aus dem Spielprogramm zu entnehmen ist, erscheint diese Staatswohltätigkeitslotterie sehr reich ausgestattet und bietet mit ihren 21.146 Treffern, welche sämtlich in barem Gelde angesetzt sind und Haupttreffer von K 200.000, K 50.000, K 30.000 K 20.000 usw. aufweisen, ausserordentliche günstige Gewinstchancen. Lose zu K 4 sind in Tabaktrafiken, Kollekturen, Wechselstuben, Geschäftstellen der Klassenlotterie, bei Steuerämtern, Postämtern, Bahnämtern usw. erhältlich.

Viele Brände der letzten Zeit wurden mit Primissima-Feuerlöschapparaten (Zentrale Wien I., Hoher Markt 3) gelöscht.

FINANZ und HANDEL.

Offizieller Marktbericht der Stadt Wien. (27. Jänner.) Auf dem heutigen Jung-Stechviehmarkte sind im Vergleiche zum vorwöchentlichen Donnerstagmarkte um 459 Kälber und um 171 Schweine weniger zugeführt. Bei ruhigem Geschäftsverkehre wurden alle Kälberqualitäten zu schwach behaupteten Vorwochenpreisen abverkauft. In einzelnen Fällen wurden mindere Kälberqualitäten um 12—16 Heller per 1 kg billiger als am Hauptmarkte der Vorwoche abgegeben. Weidner Fleischschweine haben 20 Heller, weidner Fettschweine 30—40 Heller per 1 kg im Preise eingebüsst. In Lämmern wie weidner Schafen war die Preislage unverändert.

Auf dem Borstenviehmarkte wurde zu den Preisen vom Hauptmarkte gehandelt.

Auf dem Rindermarkte wurden Mittelochsen und mindere Ochsen, sowie Kühe um 10 K teurer als am letzten Hauptmarkte abverkauft. In Stieren war der Verkehr bedeutungslos.

Nach Schluss der Redaktion.

Deutscher Generalstabsbericht.

Das Wolffsche Bureau meldet:
Grosses Hauptquartier, den 29. Jänner 1916.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Nordwestlich des Gehöftes Lafolye (nordöstlich von Neuville) stürmten unsere Truppen die feindlichen Gräben in 1500 Meter Ausdehnung und brachten 237 Gefangene, darunter einen Offizier und 9 Maschinengewehre ein. Vor der kürzlich genommenen Stellung bei Neuville brachen wiederholte französische Angriffe zusammen, jedoch gelang es dem Feind, einen zweiten Sprengtrichter zu besetzen. Im Westteil von St. Laurent (bei Arras) wurde den Franzosen eine Häusergruppe im Sturm entrissen.

Südlich der Somme eroberten wir das Dorf Friese und etwa 1000 Meter der südlich anstossenden Stelle. Die Franzosen liessen unverwundete 12 Offiziere, 927 Mann sowie 13 Maschinengewehre und vier Minenwerfer in unserer Hand. Weiter südlich bei Libous drang eine Erkundungsabteilung bis in die zweite feindliche Linie vor, machte einige Gefangene und kehrte ohne Verluste in ihre Stellung zurück.

In der Champagne lebhafte Artillerie- und Minenkämpfe. Auf der Combres-Höhe richtete eine französische Sprengung nur geringen Schaden an unserem vordersten Graben an. Unter beträchtlichen Verlusten musste sich der Feind nach einem Versuch, den Sprengtrichter zubesetzen, zurückziehen.

Bei Apremont (östlich der Maas) wurde ein feindliches Flugzeug durch unsere Abwehrgeschütze heruntergeholt. Der Führer ist tot, der Beobachter schwer verletzt.

Der Luftangriff auf Freiburg in der Nacht zum 28. Jänner hat nur geringen Schaden verursacht. Ein Soldat und zwei Zivilisten sind verwundet.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Die Lage ist im Allgemeinen unverändert. Bei Berestiany wiesen österreichisch-ungarische Truppen mehrfache russische Angriffe ab.

Balkan-Kriegsschauplatz.

Nichts Neues.

Oberste Heeresleitung.

Theater, Literatur und Kunst.

Viertes Kammermusikkonzert des Krakauer Musikinstitutes. Das Programm für das vierte Kammermusikkonzert des Krakauer Musikinstitutes, welches am Sonntag, den 30. Jänner, halb 5 Uhr nachmittags, stattfindet, lautet: Franz Schubert: 1. Sonate für Klavier und Violine, Frau Czop-Umlaufs und Herr Giebultowski. 2. Lieder, Dr. Rawicz. 3. Trio für Klavier, Violine und Cello, Frau Czop-Umlaufs und die Herren Giebultowski und Stępiński. Karten zu K 1 in der Kanzlei des Instituts, St. Annagasse 2, 2. Stock.

Konzert Mann. Am 2. Februar 7½ Uhr abends findet im Sokólsaal, Wolskagasse, das I. Konzert des bekannten Operntenors J. Mann statt, zu dem in freundlicher Weise auch die ausgezeichnete Sängerin Frl. Hendrich, der 13jährige Violinvirtuose Eibenschütz und Prof. Wallek-Walewski ihre Mitwirkung zugesagt haben. Die Karten zu dieser Veranstaltung, die eine der schönsten der heurigen Konzertsaison zu werden verspricht, sind bereits im Vorverkaufe in der Buchhandlung S. A. Krzyżanowski, Linie A—B, zu haben.

„Die Brücke“, so betitelt sich eine neue Wiener Wochenschrift, deren erste Nummer am 15. d. M. erschienen ist. Wien war niemals ein günstiger Boden für Zeitschriften und umso bewundernswerter ist deshalb der Mut der Herausgeber, mitten in Kriegszeiten ihr Glück mit einer neuen Wochenschrift zu versuchen. Sehr sympathisch berührt es, dass „Die Brücke“, ohne ein besonderes und spezielles Programm zu entwickeln, in die Oeffentlichkeit tritt. Politik, Literatur, Kunst und Theater sollen in dieser neuen Zeitschrift eine Tribüne finden. Die erste Nummer ist inhaltlich glänzend ausgefallen — freilich fallen alle ersten Nummer glänzend aus! — und man darf jeden Beitrag lesen, ohne Langweile zu verspüren. Sehr interessant liest sich, was Universitätsprofessor Dr. Karl Brockhausen über den österreichischen Staatsgedanken sagt; Hermann Kienzl plaudert sehr sachlich und anregend zugleich über den Zweck des Theaters und in einem ungemein gehaltvollen Artikel lässt sich der Herausgeber der „Brücke“, Dr. Gustav Slekow, über die sittliche Grundlage unserer nächsten Zukunft aus. Den mehr belletristischen Teil vertreten bestens Walter Helling und Rudolf Hans Bartsch. Man darf dem jungen Unternehmen schönsten Erfolg wünschen. *R. H.*

Kinoschau.

„NOWOŚCI“, Ul. Starowiślna 21. Programm vom 27. Jänner bis 1. Feber.
Die schöne Jüdin. (Die Heldin des Volkes). Romantisches Kriegsdrama in vier Akten aus der russischen Invasion in Ost-Galizien.

„WANDA“, Ul. św. Gertrudy 5. Programm vom 28.—30. ds.
Der Zugersee. Naturaufnahme. — **? ? ?** Lustspiel. — **Der Klub der Dicken.** Komisch. — **? ? ?** Komisch. — **Du sollst nicht töten.** Drama in vier Akten. Nach der Novelle „Im Fieber“ von Dr. Paul Lindau mit Albert Bassermann.

„UCIECHA“, Ul. Starowiślna 16. Programm vom 28. Jänner bis 3. Februar.
Die Toten erwachen. Sensationelles Detektiv-Drama mit dem berühmten Detektiv Stuart Webbs in der Hauptrolle. Vier Akte. (Das erste Bild aus der Stuart Webbs Serie, welches eine Reihe spannendster Dramen bringen wird.) — **Albert als Golem.** Heiteres Lustspiel mit Albert Paulig. — **Morchen als Klaviervirtuose.** Entzückendes Lustspiel. — Ausserdem **Kriegswoche.**



Gegründet 1868
Gegründet 1868
Schutzmarke.
GROSSTE VORTEILE
für Truppen-Verpflegsanstalten, Kriegsspitäler Etappen-Kommandos, Lager etc.
bieten
Original Emmericher
Röstmaschinen
u. Kugelbrenner
zum Rösten von Kaffee, Malz, Getreide, Feigen, Cichorie, Mais, Körnerfrüchten aller Art usw.
Schon die kleinste Anlage rentiert sich glänzend!
Man verlange kostenlose Voranschläge von der ältesten und grössten Spezialfabrik, der
Emmericher Maschinenfabrik
G. m. b. H.
Vösendorf bei Wien.
88



Meinl's
Thee
Neuer
Ernte

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Erwin Engel. Drukarnia Ludowa in Krakau.